

Das waren unsere guten Jahre

Was haben Chomeini und der „linguistic turn“ miteinander zu tun? Eine Konferenz auf dem Monte Verità drehte die Bewertung der Gegenwart um.

In Anlehnung an Walter Lord, der 1960 aus der noch zuversichtlichen Hochmoderne heraus die Jahre zwischen 1900 und dem Ersten Weltkrieg „The Good Years“ nannte, diskutierten Historiker unlängst die Jahrzehnte vor und nach 2000. Mit dem Monte Verità hatte man dazu einen eminenten Ort der Moderne und ihrer Bewegungen – vom Anarchismus bis zur Psychoanalyse, vom Ausdruckstanz bis zum Vegetarismus – als Treffpunkt bestimmt. Die Veranstalter David Gugerli (ETH Zürich) und Jakob Tanner (Uni Zürich) luden mit ihrem provokanten Titel dazu ein, die Zeit von 1980 bis 2010 nicht im Zeichen der Krise, sondern versuchsweise einmal als gute Jahre zu interpretieren. Dabei waren sie sich des Distanzproblems durchaus bewusst und plädierten dafür, die Periodisierung der jüngsten Gegenwart als methodische Herausforderung zu begreifen. Das Programm umfasste die Themenbereiche Wissen, Wirtschaft, Globalisierung, Medien und „Turns“ und enthielt sich somit bewusst einer sozialgeschichtlichen Ausrichtung weil, so Tanner, das Soziale der Sozialgeschichte nicht mehr einfach vorausgesetzt werden könne.

Eröffnet wurde die Konferenz von Daniel T. Rodgers (Princeton), der seine Diagnose eines „Age of Fracture“ als ersten Deutungsversuch anbot. In seinem Kommentar ergänzte David Gugerli diesen um ein digitales „Age of Configuration“. Nicht allein die Sprache, in der sich Subjekte und Gesellschaften imaginieren, sei entscheidend, sondern vor allem handfeste technische Medien wie Computer und ihre Software, die einen Ort der Re-Integration und Re-Konfiguration jener Kategorien bilden, deren Zerfall die Ideengeschichte beobachtet.

Ulrich Wengenroth, Gründungsvorstand des Munich Center for Technology in Society (MCTS), provozierte mit seinem Beispiel von modernen Flugsicherheitssystemen eine Diskussion darüber, wie die Wissensgesellschaft mit Ängsten und Erwartungen an automatisierte Technologien umgeht. Er charakterisierte die guten Jahre als eine Zeit der „relaxed modernity“, also einer Akzeptanz unseres Nicht-Wissens im Zusammenspiel von Mensch und Maschine. Christian Geulen (Koblenz) unterhielt durch Zeitreise-Geschichten aus der Popkultur und zeigte, wie der Wettbewerb unterschiedlicher Entwürfe einer offenen Zukunft einem Modell der laufend schon bearbeiteten Zukunft wich. Die Wissensgesellschaft, so Geulen, konstituierte sich zwar in den „Good Years“, allerdings anders, als Habermas und andere es sich vorgestellt hatten. Sein Vorschlag war, nach den „Geschichtlichen Grundbegriffen“ des zwanzigsten Jahrhunderts zu fahnden. Die Auffassung einer „breiten Gegenwart“, wie sie Hans Ulrich Gumbrecht vertritt, die Vergangenheit und Zukunft in sich zusammenzieht, fand Zustimmung und wurde von David Gugerli auch als das „Regime des Realtime“ bezeichnet.

Im zweiten Panel stand die Griechenland-Krise im Mittelpunkt. Auch wenn hier die gleichzeitige Macht und Ohnmacht der Finanzexperten herausgearbeitet wurde, war die Abwesenheit kultureller und historischer Argumente doch auffällig. Ironischerweise scheint gerade das Versagen der Ökonomie sie zur neuen Leitwissenschaft erhoben zu haben. Eine klare Prognose oder gar Empfehlung vermochte keiner der Teilnehmer auszusprechen, entscheidender schien es vielmehr, wer wann von „guten Jahren“ spricht und was genau unter „gut“ verstanden wurde und für wen.

Dies bestätigte sich in einer Diskussion um Globalisierung, in der es um Liberalisierung seit den siebziger Jahren ging.

Charles Maier (Harvard) legte dar, wie die Weltpolitik unter den Herausforderungen der Postmoderne nicht mehr nationalstaatlich funktioniere und verstanden werden könne. Als Gegenbeispiel verwies Benjamin Zachariah (Heidelberg) auf Indien, wo erst mit Eintreten der Liberalisierung nationalistische Strömungen aufkamen. In diesem Sinne sind die guten Jahre asynchron, nicht verallgemeinerbar und werden zumeist aus einer westlichen Perspektive beschrieben.

Im vierten Panel vertrat der Medienwissenschaftler Claus Pias (Lüneburg) die These, die „guten Jahre“ seien ein strategisches Szenario von amerikanischen Regierungsberatern der sechziger Jahre gewesen, innerhalb dessen digitale Technologien und kybernetische Regierungsphantasmen die Ankunft des postindustriellen Zeitalters und damit den Sieg über den Ostblock um das Jahr 2000 herum versprochen. Obwohl man den Eigensinn dieser Digitalisierung, ihre Subjektivierungsformen und Zeitordnungen damals nicht ermessen konnte, seien unsere Beobachtungen der digitalen Jahrhundertwende also die „self-fulfilling prophecy“ einer Agenda des Kalten Kriegs.

Abschließend ging es um die „Good Years“ der Hochschulen und die Rolle der zahllosen „Turns“ seit den achtziger Jahren. Folgt man Peter Schöttler (Paris), so sind es nur einige wenige Turns (allen voran der Linguistic Turn), die als Generationenprojekt zusammengefasst werden können. Lutz Raphael (Trier) führte diese Entwicklung auf die neuen neoliberalen Tendenzen zurück: „Wir alle sind Designer von Turns und argumentativ-intellektuellen Moden – und zwar nach der Logik des Marktes.“

In seinem Schlusswort wies Jakob Tanner einerseits auf das Hauptproblem der jüngsten Zeitgeschichte hin (die fehlenden Quellen), andererseits auf die Notwendigkeit, über das Zustandekommen der Daten und Materialien zu reflektieren, mit denen sie hantiert. Mit Vorbehalt gegenüber der Tatsache, dass die neue Belle Époque Verlierer und Gewinner hervorbrachte und „gut“ eine Frage des Beobachterstandpunkts ist, lag doch allen Vorträgen die Annahme zugrunde, dass sich ein epochaler Bruch ereignet habe, der eben nicht auf die Jahre 1989/90 und das Ende des Kalten Kriegst datiert.

Den Versuch eines Konsenses bildete das Jahr 1979 mit Ereignissen wie der Veröffentlichung von SAP R/2, einer „Enterprise-Resource-Planning“-Software, die die Ströme von Kapital, Personal, Material und Kommunikation plant und steuert – und der Publikation von Jean-François Lyotards „Das postmoderne Wissen“, in der das Scheitern des Projekts der Moderne konstatiert wird. 1979 war zugleich das Jahr der ersten Weltklimakonferenz, die sich über die anthropogenen Ursachen globaler Erwärmung einigte, schließlich der Rückkehr Khomeinis nach Iran und des Beginns der Islamischen Revolution. Das Ende blieb hingegen offen: War es bei Walter Lord der Erste Weltkrieg, der die guten Jahre beendete, so schien hier die Finanzkrise von 2008 als Enddatum.

Wie aussagekräftig oder symbolisch solche Ereignisse sind, blieb am Ende unbestimmt, wie Lutz Raphael (Trier) in seinem Kommentar meinte. Nicht nur, weil der Zeitzeuge bekanntlich der Feind des Historikers ist und der Historiker hier gezwungenermaßen selbst als Zeitzeuge auftreten muss. Vielmehr müsse man sich fragen, wie symptomatisch Mikrostudien einzelner Ereignisse für große Zusammenhänge und Periodisierungen sein können und wie die unterschiedlichen Laufzeiten von Strukturen und Mechanismen den Untersuchungszeitraum übersteigen. Das Scheitern des Währungssystems von Bretton Woods und die erste Ölkrise etwa fanden bereits 1973 statt, der Linguistic Turn noch deutlich früher – und doch spielen sie mit größter Wirkmacht in die „Good Years“ hinein. Je näher man an das Epochengemälde der „guten Jahre“ herantritt, desto mehr scheint es sich in Pinselstriche aufzulösen, man wird wohl noch auf ein wenig Distanz warten müssen.

LESLIE POST